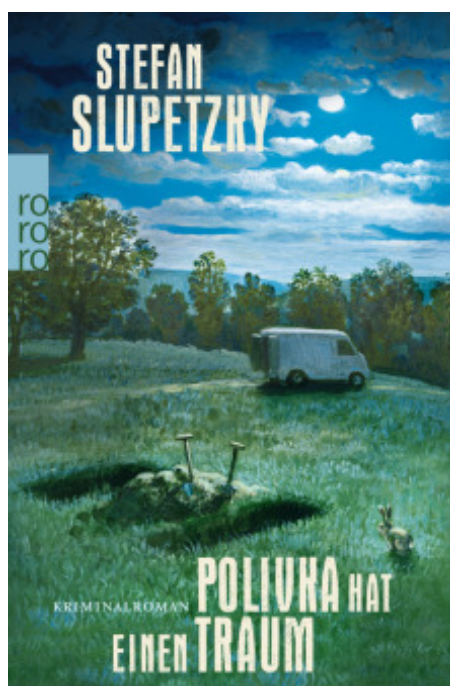


Leseprobe aus:

Stefan Slupetzky

Polivka hat einen Traum



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Stefan Slupetzky

**POLIVKA
HAT EINEN
TRAUM**

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2015
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Umschlagabbildung Michael Sowa
Satz Dolly PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26654 6

*Willst du endlich lernen, gern zu leben,
sagt der alte Gandhi, lern zu geben.
Ich sag, nimm die Brüder Lehman ernst,
also schau drauf, dass du nehmen lernst.*

Trio Lepschi

Teil 1



PARIS



1

Wenn der Mikulitsch das Dienstabteil verlässt, um seines Amtes zu walten, hat der Zug in der Regel schon Sankt Andrä-Wördern passiert. Der Mikulitsch ist ein kontemplativer, besonnener Mann; er weiß, was er den Bundesbahnen schuldet: die Würde der Montur und damit der gesamten Schaffnerschaft zu wahren. Zwischen dem Franz-Josefs-Bahnhof und der Spittelau öffnet er seinen schwarzen Lederkoffer. Bis Nußdorf entnimmt er dem Koffer

1. seine Jause (zwei Wurstsemmeln und eine Flasche Bier),
2. eine Rätselzeitschrift (Sudoku),
3. einen Flaschenöffner,
4. einen Kugelschreiber und
5. den ärarischen Fahrscheincomputer.

In Weidling, spätestens in Kierling macht der Mikulitsch eine kleine Verschnaufpause. Sein Werkzeug hat er mittlerweile akkurat im Abteil platziert: die Jause und den Flaschenöffner auf dem Tischchen beim Fenster, die Zeitschrift und den Kugelschreiber auf dem mittleren Sitz, den Computer auf der Ablage neben der Gangtür. Der Mikulitsch setzt sich ans Fenster, betrachtet die Landschaft und sinniert. Er widersteht dem Drang, die Bierflasche schon jetzt zu öffnen; er wird sie später noch brauchen, um die Wurstsemmeln hinunterzuspülen.

Kurz vor der Station Kritzensdorf pflegt der Mikulitsch auf-

zustehen. Er schließt die Augen, atmet durch und spürt dem sanften Schaukeln des Waggons nach. Der Mikulitsch macht sich bereit, er sammelt sich, er transformiert gewissermaßen die kinetische Energie des Zuges in jene konzentrierte Geisteskraft, die auch ein guter Schauspieler vor seinem Auftritt durch den Körper strömen fühlt.

Dann aber geht es Schlag auf Schlag. Höflein: Der Mikulitsch öffnet die Augen und wirft sich in Pose. Greifenstein: Der Mikulitsch hängt sich den Fahrscheincomputer um. Sankt Andrä-Wördern: Der Mikulitsch prüft den Sitz seiner Uniform. Zeiselmauer-Königstetten: Der Mikulitsch streicht sich den Schnurrbart glatt, öffnet die Tür und tritt aus dem Abteil. Mit einem sonoren «Zugestiegen?» beginnt er seine Runde durch den Zug, eine Runde, die naturgemäß eher eine Gerade ist.

Heute aber ist alles anders. Heute ist ein schlechter Tag, ein wolkenverhangener, diesiger, drückend schwüler Tag. Ein Tag, an dem die Statistiker einen signifikanten Tiefpunkt der österreichischen Volkswirtschaftsleistungskurve feststellen könnten, wären sie heute nicht selbst so reizbar und unkonzentriert. Man wartet auf das erlösende Unwetter, aber das Unwetter zielt sich.

Auch der Mikulitsch wartet. Und so kommt es, dass er – ganz entgegen der Usance – sein Coupé erst in Muckendorf-Wipfing verlässt.

«Zugestiegen?» Der Mikulitsch streift durch den Gang, wirft seine Blicke nach links und nach rechts: erfahrene, unbestechliche Adlerblicke, Blicke eines Croupiers am Roulette-tisch. «Zugestiegen?»

Die wenigen Passagiere tragen bekannte Gesichter: Schulkinder und Pendler, alle im Besitz von Jahreskarten. «Servus», nickt der Mikulitsch nach links und nach rechts. Der Zug

fährt in Langenlebern ein, und der Mikulitsch wechselt in den zweiten Waggon.

Hier kann er nur einen einsamen Reisenden ausmachen: einen Mann mit Krawatte und Anzug, der – mit gedankenverloren zur Seite geneigtem Kopf – aus dem Fenster starrt.

«Zugestiegen?», sagt der Mikulitsch. Der Mann reagiert nicht. «Zugestiegen, der Herr?», probiert der Mikulitsch es noch einmal. Wieder keine Antwort. Gehörlos, konstatiert der Mikulitsch, der seinen Kunden grundsätzlich mit Wohlwollen begegnet, sie also nie vorab des Schwarzfahrens verdächtigt.

Der Mikulitsch beugt sich vor, um dem Mann ins Gesicht zu sehen. Ein durchaus normales, gut rasiertes, etwa vierzigjähriges Gesicht, normal jedenfalls bis auf den Mund: Von einer unnatürlich dicken, dunkelgrünen Zunge auseinandergezwängt, stehen die Lippen weit offen. Erst bei näherer Betrachtung erkennt der Mikulitsch, dass dieses glänzende, grüne Objekt gar nicht die Zunge des Mannes ist. Der Mikulitsch ist am Land aufgewachsen, er kann eine ausgewachsene Salatgurke selbst dann als solche identifizieren, wenn der Großteil der Gurke im Rachen eines Fahrgasts steckt.

«Albert Jeschko, Gastronom», brummt Polivka und klappt die Briefftasche des Toten zu. «Und Sie haben den Toten entdeckt?», wendet er sich an den Mikulitsch.

«In Langenlebern, ja, Herr Kommissar. Ich habe gleich den Zugführer verständigt, und wir haben beschlossen, mit dem verstorbenen Herrn nach Tulln weiterzufahren, um ihn mit-samt dem Tatort, also ... dem Waggon, hier abzukoppeln. Sie wissen ja, in Langenlebern gibt es keine Nebengleise.»

«Passt schon.» Polivka wischt sich den Schweiß von der Stirn. «Wer war sonst noch im Wagen?»

«Keiner. Am Nachmittag ist nicht viel los bei uns.»

«Wann fahren S' denn immer ab in Wien?»

«Pünktlich um vierzehn Uhr neunundzwanzig. Aber mit ein bisserl Verspätung muss man immer rechnen. Heut waren's circa fünf Minuten.»

«Und wo ist er eingestiegen, der Herr Jeschko?»

«Das ... kann ich nicht ganz genau sagen. Ich hab noch alles Mögliche zu tun gehabt vor meinem ersten Kontrollgang.»

Wäre ihm wohler in seiner dampfenden Haut, in seinem nass geschwitzten Hemd, Bezirksinspektor Polivka käme an dieser Stelle ein Schmunzeln aus. Er kann sich bildhaft vorstellen, was der Mikulitsch alles zu tun hatte. Und seine Vorstellung kommt der Wahrheit ziemlich nahe.

«Wenn ich etwas fragen darf, Herr Kommissar», bringt der Mikulitsch nun das Gespräch auf ein anderes Thema, «haben Sie einen Fahrschein bei dem Herrn gefunden?»

«Nein», sagt Polivka. «Weder in den Anzugtaschen noch im Portemonnaie. Die Leiche war ein blinder Passagier.»

Nach Wien zurückgekehrt, fährt der Bezirksinspektor den Computer hoch, um mit dem polizeiinternen Datennetz nach Albert Jeschkos Leben vor dem Tod zu fischen. Geboren 1973 in Floridsdorf, hat Jeschko daselbst die Pflichtschule und eine Ausbildung zum Tischler absolviert. Nach mehreren Jahren als Angestellter einer Baufirma ist er im Jahr 1999 erstmals als Geschäftsmann auf den Plan getreten: Mit Hilfe von Krediten hat er ein desolates Zinshaus erstanden, sich der eingesessenen Mieter entledigt, die Wohnungen renoviert und weiterverkauft. Den stattlichen Gewinn hat Jeschko sofort in ein altes Vorstadtcafé investiert, es umgebaut und sein erstes Lokal namens *Bistro La Tomate* eröffnet. In Hietzing folgte bald das zweite: Am Standort des Wirtshauses *Zum Lampenputzer* hat Jeschko das *Bistro LAubergine* errichtet. Weitere Niederlassun-

gen gründete er später in Rodaun und Mariahilf: So mussten das Weinlokal *Lustige Lilli* und die Gastwirtschaft *Sittich* in den vergangenen Jahren dem *Bistro Le Chou-fleur* und dem *Bistro La Laitue* weichen.

«Paradeis, Melanzani, Karfiol und Häuptelsalat», resümiert Polivka, der sich des Französischen aus seiner Schulzeit noch leidlich entsinnt.

Jeschko ist in der Josefstadt als wohnhaft gemeldet; er war kinderlos und ledig, ledig auch jeglicher Vorstrafe. Ein Auto hat er allerdings gehabt: Auf seinen Namen ist ein Audi Q5 eingetragen, also einer jener sogenannten SUVs, die nicht nur aussehen wie die Kreuzung zwischen einem deutschen Wehrmachtshelm und einem Kühlschrank, sondern auch deren Funktionen vereinen.

«Und dann steigt er ohne Fahrschein in den Zug», brummt Polivka.

Es klopft. Kollege Hammel tritt in Polivkas Büro.

«Wir haben den Wagen gefunden», ächzt der wohlbeleibte Hammel (auch ihm rinnt der Schweiß von der Stirn). «Und jetzt raten S' einmal, wo.»

«Raten werd ich schon was», Polivka zieht seine Augen zu drohenden Schlitzen zusammen, «aber Ihnen, Hammel. Nämlich, dass Sie mich nicht auf die Folter spannen. Also sagen Sie schon!»

«Gleich neben dem Franz-Josefs-Bahnhof.» Hammel schüttelt den Kopf. «Warum ist der dann in den Zug gestiegen? Ohne Fahrschein?»

In der Nordbergstraße gleich beim Spittelauer Platz steht er also, Jeschkos dunkelblauer Panzerwagen. Polivka umkreist das Auto, späht durch die Scheiben ins Innere. Er kann nichts Ungewöhnliches entdecken. Auf der anderen Straßenseite

führen mehrere Pforten zu den Fracht- und Betriebsräumen des Bahnhofs; der Wagen selbst aber ist vor dem Gasthaus Orlik geparkt, das zu den wenigen in ihrer schlampigen Würde erhaltenen Beiseln der Wienerstadt zählt.

Beim Anblick des Lokals wird Polivka von einem ganz immensen Drang nach einem weißen Spritzwein übermannt. Schon steuert er auf den Schanigarten des Orlik zu, als sich sein Handy in der Hosentasche meldet. *Lass mich dein Badewasser schlürfen*, jene Melodie also, die er der Telefonnummer des Pathologen zugewiesen hat.

Das kurze, aber freundliche Gespräch mit Doktor Singh bringt Polivka weitere Aufschlüsse. Der indische Guru der Leichenbeschau bestätigt die Todesursache: Verschluss der Atemwege durch deren gewaltsame Penetration mit einer etwa vierzig Zentimeter langen *Cucumis sativus*, also einer domestizierten Gurke (deren ursprüngliche Wildform *Cucumis hardwickii*, wie Doktor Singh nicht ohne Stolz bemerkt, in Indien beheimatet ist). Die Handgelenke des Toten weisen unregelmäßige Druckspuren auf, die darauf schließen lassen, dass die zu erwartende Gegenwehr Jeschkos nicht vermittels mechanischer, sondern – wahrscheinlich dorsal erfolgter – manueller Blockierung seiner oberen Extremitäten unterbunden wurde. Anders gesagt: Jeschkos Arme wurden nicht gefesselt, sondern meuchlings festgehalten, um das solcherart bewegungsunfähige Opfer problemlos zu Tode bringen zu können. Der Exitus ist Doktor Singh zufolge zwischen vierzehn und vierzehn Uhr dreißig eingetreten.

«Danke, Herr Doktor», sagt Polivka. «Das hilft mir weiter, sogar in zweifacher Hinsicht.»

Wenn nämlich

1. der Zug nach České Velenice, wie der Schaffner Mikulitsch behauptet hat, erst kurz nach halb drei hier losgefah-

ren ist, hat Albert Jeschko seine Reise schon als Leiche angetreten.

2. Albert Jeschko gleichzeitig von hinten umklammert und von vorne erstickt wurde, dann hat es Polivka

a) mit einem überaus großen und kräftigen oder

b) mit mehreren Mördern zu tun.

Kurze Zeit später hält Polivka ein frostig beschlagenes Viertelglas mit aufgespritztem Brünnerstrassler in der Hand. Die lächerliche Hoffnung auf eine Klimaanlage hat ihn quer durch den Schanigarten in die Gaststube des Orlik geführt, wo sich nun aber die Gewitterluft von draußen mit diversen warmen Küchendämpfen mischt. Bezirksinspektor Polivka bleibt trotzdem sitzen. Steckt sich eine Zigarette an und leert in einem Zug sein Glas.

«Darf's noch eines ein?» Der Kellner, eben auf dem Weg in Richtung Garten, legt einen Zwischenstopp ein, um Polivka einen fragenden Blick durch seine Goldrandbrille zu schenken. Der Mann ist eine stattliche Erscheinung, wie Polivka findet: hoch gewachsen und athletisch, aber alles andere als ein Muskelprotz, gepflegt, doch keineswegs geschniegelt, flink und höflich ohne jede Hektik oder Unterwürfigkeit. Der Mann ist kein Kellner, sondern ein Ober. Der Mann ist kein Ober, sondern ein Sir.

«Ja, bitte», gibt Polivka zurück. «Und eines für Sie.»

«Sehr freundlich, der Herr, aber ich bin im Dienst.»

«Dann einen Kaffee?»

«Ein kleines Bier, wenn's recht ist.»

Nach zwei Minuten kehrt der Kellner, der sich dem Inspektor als Herr Hannes vorgestellt hat, mit den Getränken zurück. «Prost», sagt er, und: «Danke.» Im Stehen hebt er sein Seidel an den Mund.

«Ich tät Sie gern was fragen.» Polivka zückt ein Polaroidfoto der Leiche, das er von der Spurensicherung bekommen hat.

«Wenn's nicht zu lange dauert», antwortet Sir Hannes. «Unsere Abendgäste kommen gleich.»

«Haben Sie diesen Mann schon einmal hier gesehen?»

«Warum?»

«Weil draußen vor der Tür sein Wagen steht. Und weil er tot ist.»

«Wär mir gar nicht aufgefallen», sagt Sir Hannes und betrachtet Jeschkos Konterfei. «Was hat er da im Mund?»

«Eine Gurke.»

«Und da heißt es immer, dass Salat gesund sein soll.» Sir Hannes legt das Foto auf den Tisch zurück. «Sie kommen von der Presse?»

«Krimineser», antwortet Polivka.

«Dann danke ich doppelt für das Seidel. Feiner Zug; Sie hätten's ja nicht nötig, mich auf diese Art zu motivieren. Also ... Ja, der Herr war in der letzten Zeit ein paar Mal da. Auch heute Mittag. Ein gewisser Jeschko.»

«Und was wollte er?»

Sir Hannes schmunzelt. «Schauen S', jetzt könnt ich einfach sagen: Was man halt so will, wenn man ins Beisel geht. Ein Gulasch und ein Seidel. Aber der Herr Jeschko ist aus einem anderen Grund gekommen. Er hat überlegt, uns zu kaufen.»

«Wie? Das Orlik?»

«Ja. Er hat schon mit dem Chef verhandelt und allerhand Pläne gemacht für ein neues Lokal.»

«Mein Gott, natürlich ...», fällt es Polivka wie Schuppen von den Augen, «eines seiner komischen Bistros!»

«*Bistro Le Concombre*», nickt Sir Hannes. «Ja, so wollte er es nennen.»

«Bistro ... was?»

«Le Concombre», wiederholt Sir Hannes.

«Und wissen Sie auch, was das heißt?»

«Leider nein, Herr Inspektor. Sonst wär ich ja nicht Kellner, sondern Polizist.»

«Concombre», knurrt Polivka, «bedeutet nichts anderes als Gurke.»

«Lustiger Zufall.» Sir Hannes hebt sein Glas zum Mund und trinkt es aus.

«Im Gegensatz zu Kellnern glauben Polizisten nicht an Zufälle. Also sagen S' einmal, Herr Hannes, wie sind Sie eigentlich persönlich zu den Plänen vom Jeschko gestanden?»

«Gar nicht. Die Dinge verändern sich halt, das ist der Lauf der Welt, und wenn ich meine Arbeit da verlier, werd ich woanders eine neue finden. Im Übrigen», fügt Sir Hannes hinzu, «war ich den ganzen Tag hier im Lokal, falls Ihnen damit geholfen ist.»

«Und wer kann das bestätigen?»

«Der Stammtisch. Jedenfalls von zwölf bis vier, da waren die meisten Herren von der Runde da.»

«Und der Jeschko?»

«Ist so gegen eins gekommen und hat sich dazugesetzt.»

«Zum Stammtisch?»

«Sicher. Unser Schankraum ist ja nicht so groß, da muss ein jeder schauen, wo er sein Platzl findet.»

«Sagen S', kommen die Herren heute Abend vielleicht wieder?»

«Mit den Herren ist es wie mit dem Teufel. Wenn man von ihm spricht ...» Sir Hannes deutet zur Tür, durch die gerade vier Männer in blauer Arbeitskleidung den Raum betreten. «So, jetzt bitt ich Sie, mich zu entschuldigen, und noch einmal danke für das Bier.»

Während sich Sir Hannes zur Budel begibt, setzen sich die

vier Männer an Polivkas Nebentisch. «Hannes, vier Seideln!», ruft einer.

«Und noch ein fünftes für unseren Freund von der Mordkommission!», fügt ein anderer hinzu.

Polivka stutzt. Er starrt in die Augen des hageren Mannes, der seinen Blick durchaus freundlich, ja fröhlich erwidert.

«Gell, da schauen Sie, Herr Inspektor. Den Dorfklatsch gibt's halt auch bei uns in Wien; die Stadt ist eine einzige Basena. Übrigens: Franz Meier mein Name.»

«Polivka», sagt der noch immer konsternierte Polivka. «Und woher wissen Sie ...»

Franz Meier grinnt. «Wir sind vom Bahnhof drüben. Wartung und Verschub. Da weiß man's bald, wenn irgendwo in einem Zug ein Mord passiert. Und dass dann in den Bahnhofsbaiseln ein paar Herren in Zivil auftauchen, ist kein Wunder, also haben wir vorher schon gewettet, ob das Orlik heut am Abend einen dezenten Zuwachs kriegt.»

«Umso mehr, als der Tote heut Mittag mit Ihnen am Tisch gegessen ist.» In Polivka regt sich ein Anflug von Unmut. Es ärgert ihn, wenn andere sich für klüger halten, als er selbst es tut.

Ein spöttisches Schmunzeln umspielt jetzt die Mienen der Männer. Franz Meier zündet sich gemächlich eine Zigarette an. «Das stimmt», nickt er dann. «Und wissen S' was? Es ist nicht so wahnsinnig schad um den Jeschko. Stimmt's, Hannes?»

Sir Hannes, der gerade die Getränke ablädt, zuckt die Achseln. «Der eine frisst die Krot», meint er ruhig, «der andere kriegt die Gurken.»

«Gurken ist gut», lacht der stämmige Glatzkopf auf, der neben Franz Meier sitzt. «Wirklich gut. Ist Ihnen eigentlich klar», wendet er sich an Polivka, «was der Jeschko aus dem Orlik machen wollte?»

Polivka schweigt.

«Eine keimfreie Bedürfnisanstalt, Herr Inspektor. Eine Intensivstation für Gesundheitsfaschisten. Ich weiß das, ich war nämlich letzthin in Mariahilf und hab mir eines von seinen sogenannten Bistros angeschaut. Beton und Fliesen, Glas und Edelstahl, man glaubt, man ist in einem chemischen Versuchslabor. Natürlich absolutes Rauchverbot, kein Alkohol, nur selbst gepresste Safterln, und ein Schnitzel oder Gulasch sucht man dort vergeblich: alles vegetarisch, Hirselaibchen mit Tofu und Sojasprossen, das ist schon das höchste der Gefühle. Also der perfekte Ort, um sich nach einem harten Arbeitstag mit seinen Freunden zu entspannen. Übrigens», kommt der Glatzkopf zum Ende, «Franz Meier mein Name.»

«Franz Meier. Verstehe», knurrt Polivka. «Sie heißen dann wahrscheinlich auch Franz Meier?», fragt er die zwei Männer, die Franz Meier und Franz Meier gegenüber sitzen.

«Ja, woher wissen Sie das?» Der jüngere der beiden heuchelt Überraschung. «Also wirklich, unserer Polizei ist nicht so leicht was vorzumachen.»

Der Ältere, ein grau melierter Schnurrbartträger, hebt sein Glas und prostet Polivka zu. «Nicht ärgern, Herr Inspektor, wir meinen's nicht böse. Aber dass uns um den Mörder Jeschko leid ist, können Sie auch nicht verlangen.»

«Mörder? Wieso Mörder?» Polivka greift langsam zu den Zigaretten, ohne den Mann aus den Augen zu lassen: alter Polizeitrick.

«Weil der Jeschko davon gelebt hat, das Lebendige zu Tode zu bringen.»

«Und was meinen S' da genau?»

Der Graumelierte beugt sich vor. «Den Schmutz, Herr Inspektor, den unkontrollierbaren Schmutz. Die Biotope des unhygienischen Denkens, die abgründigen Ecken dieser Stadt, in denen früher Leute wie der Kraus, der Kuh, der Zweig, der

Polgar und der Altenberg gesessen sind, um da zu rauchen und zu streiten und zu trinken und zu lachen. Wir sind keine Künstler, Herr Inspektor, aber das heißt nicht, dass wir kulturlos sind. Und Leute wie der Jeschko richten unsere Kultur zugrunde, selbstverständlich mit der tatkräftigen Unterstützung von Politikern und Presseleuten.»

Zustimmendes Nicken der drei anderen Franz Meiers. Einzig Polivka bleibt ungerührt. Er leert sein Seidel, setzt es dann bedächtig auf dem Resopaltisch ab. «Und deshalb», sagt er mit heiserer Stimme, «habt ihr ihn gemeinsam abserviert. Wahrscheinlich hier, im Orlik. Habt ihn dann hinüber zu den Gleisen transportiert und in den leeren Zugwaggon gesetzt. Ein kleiner Mord, die Leiche auf dem Weg nach Tschechien, und jeder hat ein Alibi.»

Normalerweise müsste seinen Worten jetzt ein fassungsloses, ein empörtes oder schuldbewusstes Schweigen folgen, aber nein: Die unverblümete Anklage ruft nichts als allgemeine Heiterkeit hervor. «Und wenn's so wäre», lacht der Hagere, «was täten S' denn dann machen, Herr Inspektor?»

Diese Frage stellt sich Polivka freilich auch gerade. Wenn die vier vorgeblichen Meiers schuldig sind und er

1. sie arretieren wollte, müsste er

a) sich vorher um Verstärkung oder wenigstens um eine ausreichende Zahl an Handschellen bemühen.

b) in Zukunft damit leben, seine persönliche Meinung der amtlichen Dienstpflicht geopfert zu haben. Er kann sie nämlich irgendwie verstehen, diese Männer, mehr noch: Er kann ihrer Affinität zum unkontrollierbaren Schmutz, zum unhygienischen Denken nur beipflichten.

2. sie laufen ließe, würde das seine ohnehin schon inferiore Aufklärungsrate noch weiter verschlechtern. Die Folge wäre eine Flut an Vorwürfen und Rügen:

- a) vom Obersten an den Bezirksinspektor Polivka,
- b) vom Polizeipräsidenten an den Obersten,
- c) vom Innenminister an den Polizeipräsidenten,
- d) vom Bundeskanzler an den Innenminister,
- e) von den Zeitungsredakteuren an den Bundeskanzler.

«Ich weiß es nicht», sagt Polivka nun also wahrheitsgemäß. «Ich weiß nicht, was ich machen tät.»

«Na gut», ertönt mit einem Mal die Stimme von Sir Hannes, der sich unbemerkt genähert hat und hinter ihn getreten ist, «dann werden wir Ihnen halt helfen.» Noch ehe sich Polivka umwenden kann, durchzuckt seine Arme ein stechender Schmerz: Sir Hannes hat sie umklammert und biegt sie jetzt schmerzhaft nach hinten.

Franz Meier, Franz Meier, Franz Meier und Franz Meier sehen Polivka mitfühlend an. Wie auf ein Zeichen stehen sie von ihren Stühlen auf und greifen in die Innentaschen ihrer blauen Arbeitsjacken.

«Um Himmels willen», stöhnt Polivka, die Augen schreckgeweitet. «Gurken!» Nie zuvor hat er so lange, dicke Exemplare der *Cucumis sativus* gesehen. Waffen sind das, ekelhafte Mordwerkzeuge, angeblich gesund und umweltfreundlich, aber zugleich die entsetzlichsten Inkarnationen moderner biologischer Kriegsführung.

Schon dringen die vier Meiers auf ihn ein, schon steigt ihm der penetrante Geruch des Gemüses in die Nase, schon spürt er, wie sich glatte, kalte Gurkenhaut in seinen Rachen zwängt. Sir Hannes hebt nun an, ein Lied zu trällern, und die Meiers fallen frohgemut mit ein. «Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett», singen die Mörder, während Polivka langsam erstickt. *Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett ...*

Seit drei Nächten geht das nun schon so. Der arme Polivka ist schweißgebadet, sein Pyjama vollkommen durchnässt. «Scheiß Grünzeug», murmelt er, «Scheiß schlanke Linie» und «Scheiß Blutfettwerte.»

Eine Woche Rohkost und Gemüsesäfte haben, wie von der Diätberaterin versprochen, einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Einen schlaflosen, nervösen und gereizten nämlich. Heute Mittag, so sinniert er, könnte er eine Auszeit nehmen. Könnte sich beim Orlik einen Schweinsbraten bestellen und ein Krügel Bier, um seine Batterien wieder aufzutanken. Die unerlaubte Phantasie hebt augenblicklich seine Stimmung, sie vertreibt die Todesangst aus seinen Gliedern.

«Vier Gurkenmörder namens Meier», schmunzelt Polivka, «so etwas muss einem einfallen.» Nach und nach verblassen die Erinnerungen an die Einzelheiten seines Albtraums – alle bis auf eine: *Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett*, tönt es nach wie vor in Polivkas Ohren.

Das also hat ihn aufgeweckt. Das Handy auf dem Nachtkästchen, der Klingelton des Kommissariats. Polivka seufzt und setzt sich auf, um den Anruf entgegenzunehmen.

«Polivka», meldet er sich mit unwirscher Stimme.

«Sagen Sie jetzt bitte nichts, Chef, ja, ich weiß, es ist noch nicht einmal halb sechs. Wir haben aber einen Toten. Drüben in der Franz-Josefs-Bahn, in einem Zugwaggon.»

2

Die Wiener Endstation der einstigen «k. k. privilegierten Kaiser Franz-Josephs-Bahn» hat schon in Polivkas Jugendzeit ihren Bahnhofscharakter verloren. 1978, hundert Jahre nach